

- 70 Siehe ebenda, S. 134.12–13.
 71 Siehe ebenda, S. 135.
 72 Siehe MEGA² II/5, S. 585–589.
 73 Siehe ebenda, S. 588/589, Fußnote 220.
 74 Siehe MEGA² II/4.1, S. 24–130, 445.
 75 Siehe MEGA² II/5, S. 671/672.
 76 Siehe ebenda, S. 619.
 77 Siehe Manfred Müller: Vorbemerkung, a. a. O., S. 21–23.
 78 Siehe Winfried Schwarz, a. a. O., S. 211/212. Hier findet man auch den begründeten Nachweis dafür, daß nicht alle Darlegungen des „Sechsten Kapitels“ aus dem Manuskript von 1863/1864 in die erste deutsche Auflage von 1867 eingearbeitet worden sind (S. 212).
 79 Siehe MEGA² II/4.1, S. 71–90. — MEGA² II/5, S. 251.
 80 Siehe MEGA² II/4.1, S. 18/19. — MEGA² II/5, S. 456/457.
 81 Siehe MEGA² II/4.1, S. 24–71, 91–130. — MEGA² II/5, S. 619.
 82 Die im MEGA-Band II/4.1 abgedruckten Texte von S. 71 bis 90 und 131 bis 135 müßten für den Zweck der Rekonstruktion des dritten Entwurfs von 1863/1864 vor das „Sechste Kapitel“ und in die ursprüngliche Reihenfolge gestellt werden.

Erich Sommerfeld

Zum Verhältnis der Wertlehren von Aristoteles und Marx

Welch hohe Wertschätzung Marx und Engels dem bedeutendsten antiken Denker, Aristoteles, entgegenbrachten, ist wohlbekannt. Anlässlich der 2300. Wiederkehr seines Todesjahrs hat Helmut Seidel diese Tatsache eingehend beleuchtet und dabei die Feststellung getroffen, „Marx' innigstes, rationales, aber auch — wie uns scheinen will — *emotionales* Verhältnis zu Aristoteles wird im 1. Kapitel des 1. Bandes des ‚Kapitals‘ zum Ausdruck gebracht“. ¹ Er bezieht sich dabei auf die von ihm auszugsweise wiedergegebene Passage bei Marx über die aristotelische Wertauffassung. ²

Es erscheint angebracht, Seidels zurückhaltende, nicht näher begründete Vermutung eines emotionalen Verhältnisses auf ihren rationalen Gehalt hin zu überprüfen, indem die Marxsche Textstelle mit dem Original verglichen werden soll. ³

Originaltext und Marxsche Rezeption

Es fällt ins Auge, daß Marx den Aristoteles-Text nicht in der Reihenfolge diskutiert, in welcher der antike Philosoph ihn verfaßt hat: weil er gerade die Diskussion der Wertformen abgeschlossen hat, fügt Marx auf Seite 73 zwecks historischer Illustration die Wertform-Darstellung des Aristoteles an, um sie der seinen gegenüberzustellen. Eingangs würdigt er sie wie folgt: „Zunächst spricht Aristoteles klar aus, daß die Geldform der Ware nur die weiter entwickelte Gestalt der einfachen Wertform ist...“ ⁴

Das Wort „zunächst“ ist an dieser Stelle jedoch nicht am Platz, denn bei dem Griechen bildet die Einführung der Wertform den wesentlichen Teil des *Abschlusses* seiner ökonomischen Analyse im Rahmen der „Nikomachischen Ethik“. Durch Herstellung eines syllogistischen Dreischritts beweist er nämlich, daß das Geld als spät entstandenes Tauschmittel nur „relativ“ ⁵ die auszutauschenden Waren vergleich- und meßbar macht: Wenn 1 Haus = 5 Minen und 1 Bett = 1 Mine, dann sind 5 Betten 1 Haus wert. „Daß der Tausch auf diese Weise vor sich ging, bevor es das Geld gab, ist klar; denn ob fünf Betten für ein Haus gegeben werden oder der Preis von 5 Betten in Geldform, ist dasselbe.“ ⁶

Nachdem uns Marx die Tauschwertgleichungen des altgriechischen Denkers vorgeführt und als Erkenntnisfortschritt qualifiziert hat, springt er auf dessen vorausgegangene Überlegungen zurück, in denen Aristoteles, seine bisherige Analyse zusam-

menfassend, die Notwendigkeit und die Bedingungen des Warenaustauschs bekräftigt: „Keine Gemeinschaft ohne Austausch, kein Austausch ohne Gleichheit, keine Gleichheit ohne Meßbarkeit.“⁷

Marx leitet seine positive Wertung auch dieser aristotelischen Aussage mit den Worten ein: „Er sieht *ferner* ein...“⁸ Dieses „ferner“ kann allerdings wieder nicht im Sinne der Reihenfolge des Aristoteles-Textes verstanden werden, bestenfalls als katalogisierende Aufreihung der theoretischen Errungenschaften des Griechen. Und dann gelangt Marx, wie schon acht Jahre zuvor in seinem Buch „Zur Kritik der politischen Ökonomie“⁹, zu der bekannten kritischen Einschätzung, die eine theoretische Ausweglosigkeit seines Vorläufers feststellen soll: „Hier aber stutzt er und gibt die weitere Analyse der Wertform auf“, weil sie „am Mangel des Wertbegriffs“ scheitern muß.¹⁰

Um diese Behauptung zu stützen, übersetzt uns Marx das entscheidende Aristoteleszitat wie folgt: „Es ist aber in Wahrheit unmöglich, daß so verschiedenartige Dinge kommensurabel, d. h. qualitativ gleich seien. Diese Gleichsetzung kann nur etwas der wahren Natur der Dinge Fremdes sein, also nur ‚Notbehelf für das praktische Bedürfnis‘.“¹¹

Die richtige Übersetzung dieser Stelle lautet nun aber wie folgt: „Daß derart unterschiedliche Dinge meßbar werden, ist zwar in Wahrheit unmöglich; in bezug auf das Bedürfnis aber verwirklicht sich dies in zufriedenstellender Weise!“¹²

Um die hier vorgenommene Gegenüberstellung zweier Übersetzungsvarianten nicht als bloße Interpretationsunterschiede erscheinen zu lassen, müssen der Zusammenhang und Aufbau der aristotelischen Argumentation insgesamt vorgeführt werden. Denn wie sich aus den Marxschen Exzerpten ergibt, hat er zwar die wichtigsten ökonomischen Textstellen aus der „Ethik“ ausgezogen, sie jedoch — wie wir glauben — nicht tiefgründig genug durchgearbeitet. Das zeigt sich vor allem daran, daß die von Aristoteles entwickelte wesentliche Beziehung zwischen dem Bedürfnis (Wesen) und dem Geld (Erscheinung) von ihm nicht berücksichtigt worden ist.

Ebenso unannehmbar ist es, daß Marx dem von ihm geschätzten Denker mit der Behauptung, der Grieche habe „aufgegeben“, indirekt unterstellt, er habe den sich täglich vor seinen Augen vollziehenden Warentausch als etwas theoretisch Unerklärbares, ja Sinnwidriges empfunden.

Weiter ist zu prüfen, ob das von Marx behauptete Unvermögen des Aristoteles, „das Gleiche, d. h. die gemeinschaftliche Substanz“ zu finden, die in den sich austauschenden Produkten steckt, richtig ist und damit auch der dafür genannte Grund, der Grieche habe zwangsläufig keine Vorstellung von gleicher menschlicher Arbeit besitzen können, weil er in einer auf „Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte“ beruhenden Gesellschaft gelebt habe.¹³

Um also dem Leser Material für die Prüfung der Marxschen Urteile in die Hand zu geben, ist es angebracht, eine gedrängte, möglichst lückenlose Übersicht über den

gesamten Text vorzulegen, den Aristoteles in der „Nikomachischen Ethik“ der politischen Ökonomie gewidmet hat.

Die Tauschgerechtigkeit nach Aristoteles: Voraussetzungen

Die Ethik begreift der antike Denker als eine Gesellschaftswissenschaft, welche die gemeinschaftserhaltenden, daher unverzichtbaren Verhaltensgrundsätze formuliert und begründet. Sein erklärtes Ziel ist es, damit den Individuen das Streben nach moralischer Vollendung — Vollkommenheit — einzupflanzen. Denn „der Teil der Wissenschaft (Philosophie), mit dem wir es hier zu tun haben, ist nicht, wie die anderen Teile (d. h. die Naturwissenschaften), rein theoretisch. Wir forschen nämlich nicht, um herauszubekommen, was ethisch wertvoll ist, sondern um selber ethisch wertvoll zu werden. Denn sonst hätte dieses Philosophieren ja keinen Sinn“¹⁴.

Und wenn es das Ziel allen menschlichen Handelns ist, glücklich zu werden, so ist das — nach Aristoteles — eben nicht ohne das Streben nach sittlicher Hochwertigkeit möglich.¹⁵

Zu den von ihm untersuchten Normen menschlichen Verhaltens, deren Einhaltung und Erfüllung moralische Reife voraussetzt, gehört die Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit an sich wird im besonderen und einzelnen als gerechtes Verhalten gegenüber den Mitmenschen wirksam, was die Anwendung des Gleichheitsprinzips bedeutet. Und die Gleichheit als Verwirklichung der Gerechtigkeit äußert sich in zwei Formen: der Gleichheit in den Beziehungen zwischen Gesellschaft und Individuum, die bei der Verteilung ideeller und materieller Werte geschaffen werden muß (Verteilungsgerechtigkeit). Diese Form hat es also mit der spezifischen Verfassung der Gesellschaft — ihrer Klassengliederung — zu tun, wie Aristoteles hinlänglich deutlich macht.¹⁶

Zum anderen kommt die Gleichheit in den materiellen Beziehungen der Individuen zueinander zur Geltung: sie wird durch die „berichtigende Gerechtigkeit“ gesichert. Die Beziehungen in dieser Sphäre, in der die Individuen von vornherein als gleich gelten, sind teils „freiwillig“, d. h. beiderseits gewollt, teils „unfreiwillig“, also einseitig ausgeübt. Die freiwilligen Beziehungen sind wirtschaftlicher Natur und betreffen die vertraglichen oder geschäftlichen Abmachungen. Die unfreiwilligen sind die persönlichen Schädigungen jeder Art, die ein Individuum durch ein anderes erfährt, und sie sind Gegenstand der Rechtssphäre.

Wenn diesen beiden Grundformen des gerechten Verhaltens nach Voraussetzung die Anwendung des Gleichheitsprinzips gemeinsam ist, dann bedeutet Ungerechtigkeit Verletzung der Gleichheit. Dies führt dazu, daß der Unrecht Tuende mehr und der Unrecht Leidende weniger von dem betreffenden „Gut“ erhält. Anders gesagt: Es stehen sich Gewinn (Vorteil, Überschuß) und Verlust (Nachteil, Mangel) gegenüber. Wenn es diese beiden Extreme — das Zuviel und das Zuwenig — gibt, dann gibt es auch die jeweilige Mitte dazu: das ist eben das Gleiche und damit Gerechte.

In beiden Formen des Gerechten müssen also die in Beziehung stehenden (beiden) Personen sowie die ihnen zugeordneten Sachen oder Dinge einander „entsprechen“. Diese Entsprechung („Analogie“, d. h. Gleichheit der Beziehung) läßt sich mathematisch in einer Gleichung mit vier Gliedern ausdrücken: $A : B = C : D$. Sind die Größen dieser Glieder unterschiedlich, ist aber das Verhältnis der Größen zueinander auf beiden Seiten dasselbe, so handelt es sich um eine „geometrische Analogie“, modern gesprochen: eine Proportion oder Verhältnisgleichung. Eine solche Gleichung repräsentiert die Verteilungsgerechtigkeit: die Personen erhalten entsprechend ihrem gesellschaftlichen Rang unterschiedliche Anteile zuerkannt, und die Gerechtigkeit — und damit die „Mitte“ — kommt in der proportionalen Gleichheit zum Ausdruck: z. B. $2 : 4 = 3 : 6$. Die Gleichheit besteht also hier in der Identität des Verhältnisses 1:2.

Sind die Größen der Glieder A und C sowie B und D untereinander aber gleich — was bedeutet, daß die Personen als gleich gelten —, so nennt Aristoteles die Gleichung nunmehr eine „zahlenmäßige Entsprechung“ (arithmetische Analogie).¹⁷ Sie ist Kennzeichen der oben genannten „berichtigenden Gerechtigkeit“.¹⁸ Ihr Geltungsbereich ist die Rechtssphäre mit nachheriger Herstellung, also Wiederherstellung der Gleichheit, sowie die Sphäre der wirtschaftlichen Beziehungen, bei denen im Vorhinein Gleichheit geschaffen wird. Sie zielt darauf ab, daß jeder nach erfolgtem Ausgleich wieder nach Qualität und Quantität das Gleiche wie vorher hat (oder ist).¹⁹

Worin besteht nun die auch hierbei verlangte „Mitte“, und wie wird sie gefunden? Aristoteles verdeutlicht dies mittels der Geometrie wie folgt: zwei gleiche Personen denke man sich durch zwei gleich große Strecken repräsentiert. Wird der einen Person durch Übervorteilung oder Verbrechen ein Schaden zugefügt, so kann das als Verkürzung ihrer Strecke (Verlust) und dementsprechende Verlängerung der Strecke der anderen Person (Gewinn) aufgefaßt werden. Dabei ist der Verlust doppelt so groß wie das eingebüßte Streckenstück, weil dieses ja der anderen Strecke sozusagen als Gewinn hinzugefügt worden ist. Folglich besteht die Wiederherstellung des gerechten Zustandes sozusagen darin, die beiden ungleich gewordenen Streckenstücke aneinanderzufügen und das arithmetische Mittel zu bestimmen: die zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig gefundene Mitte stellt dann das Gleiche und damit Gerechte dar.²⁰

Aristoteles ist sich dessen bewußt, daß dieses Schema zwar das Wesen aller ausgleichenden Entgeltung im Sinne der berichtigenden Gerechtigkeit aussagt, es in der Praxis jedoch unsinnig wäre, wollte man in jedem Fall nach der Formel „Gleiches mit Gleichem“ verfahren. So könne das Strafmaß für das gleiche Vergehen nicht immer qualitativ und quantitativ gleich sein, und zwar sowohl in Ansehung der Person als auch hinsichtlich der Frage, ob vorsätzlich gehandelt worden ist oder nicht.²¹ So abwegig diese Art strafrechtlicher Vergeltung durch identisch Gleiches — also durch die Rohform der „Wiedervergeltung“ — offenkundig ist, so richtig ist dieser Grund-

satz in seiner Verfeinerung außerhalb der Rechtssphäre, also im wirtschaftlichen Bereich, in der Zirkulation, wenn das *identisch* Gleiche durch das *analog* Gleiche ersetzt wird: „Den Zusammenhalt von Austauschgemeinschaften aber sichert *diese* Gerechtigkeit, nämlich die „Wiedervergeltung“, die nach Analogie erfolgt, nicht nach identischer Gleichheit.“²²

Die Tauschgerechtigkeit: ihre Verwirklichung

Hier stehen wir nun schon mitten in der aristotelischen Analyse des Austauschgesetzes, also in seiner Suche nach dem Wesen der Gleichheit der sich austauschenden Produkte: was ist das arithmetisch Analoge, das die Waren vergleichbar und damit diese und die Personen gleich macht? Sein Gedankengang soll an Hand möglichst wortwörtlicher Übersetzung nachvollzogen werden.

Schon als er im Zusammenhang mit der „berichtigenden Gerechtigkeit“ sein Streckenschema entwickelt hatte, stellte er den Bezug zur Ökonomie her, indem er sagte, dies gelte auch für die anderen Berufe (d. h. nicht nur für die Rechtssphäre): „Sie würden nämlich untergehen, wenn nicht einerseits der Produzierende nach Quantität und Qualität erzeugen, andererseits der Empfangende dies nicht in eben dieser Quantität und Qualität entgegennehmen würde.“²³ Da die Entgegennahme einer Leistung nur durch Gegenleistung — also „Wiedervergeltung“ — möglich ist, enthält diese Aussage die Umkehrung in sich. Zugleich wird hier

1. die Notwendigkeit der Äquivalenz im Austausch zwecks Sicherung der Reproduktionsfähigkeit von Individuum und Gesellschaft und
 2. die Forderung nach Proportionalität der gesellschaftlichen Produktion ausgesagt.
- Diese Behauptung erscheint gerechtfertigt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Begriffe, die in Gesellschaften mit einfacher Warenproduktion geprägt und benutzt wurden, entwicklungsbedingt gegenüber heute stärker komplex und global, also ganzheitlicher in ihrer Aussage sind. Die Differenzierung der Begriffsinhalte ist Produkt des Prozesses der Entwicklung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Folglich ist die Ausdeutung wissenschaftlicher Vorstellungen der Antike oft darauf angewiesen, sich mit möglichst hohem „psychologischen“ Einfühlungsvermögen an den Sinngehalt der Begriffe heranzutasten. Es ist dies grundsätzlich keine Willkür, sondern beruht auf der philologischen „Technik“, unsere moderne Begriffswelt auf ihre historischen Anfänge zurückzuspulen.

Aus der obigen Feststellung zieht Aristoteles den Schluß, daß die Tauschpartner weder Gewinn machen noch Verlust erleiden dürfen, sondern nach erfolgtem Tausch „das Ihre“ — das Gleiche wie zuvor — haben müssen.²⁴ Welches Gleiche? Man sieht, daß der Grieche von Anfang an bewußt, weil theoretisch erforderlich, auf die Lösung dieser Hauptfrage hinsteuert.

Nach einem kurzen, sprachlich reizvollen und für die Geschichte des Austauschs beziehungsreichen Exkurs, der die über die Grenzen von Gemeinwesen hinaus erfol-

genden gleichwertigen Freundschaftsgaben als Ursprung des kommerziellen Austauschs und Garantie für den Bestand von Tauschgemeinschaften nahelegt,²⁵ setzt Aristoteles seine Analyse am Beispiel zweier Tauschpartner fort. Es handelt sich um Baumeister (A) und Schuhmacher (B) sowie deren Produkte Haus (C) und Schuhe (D). Den Baumeister als Produzenten eines langlebigen Erzeugnisses tauscht er dann auch mit dem Landwirt als Nahrungsgüterproduzenten aus. Und schließlich figurieren in dieser Liste noch der Tischler wie auch der Arzt als Erbringer einer ganz anders gearteten materiellen Leistung.²⁶

Den Endpunkt des Händewechsels der Produkte — der „Wiedervergeltung“ — stellt die sozusagen kreuzweise Verbindung der vier beteiligten Größen dar, wobei A die Ware D erhält und B die Ware C; dieser Vorgang muß sich auf Grundlage der arithmetischen Gleichheitsbeziehung (Analogie) vollziehen, durch welche ja die Äquivalenz gesichert wird (vgl. S. 184/185): „Es muß also der Baumeister vom Schuhmacher dessen Werk bekommen, und er selbst muß jenem das seinige übergeben.“²⁷

Mit „Werk“ geben wir das griechische „ergon“ wieder, welches „Arbeit“ bedeutet — sowohl als Prozeß wie als Produkt, hier jedoch von Aristoteles stets im Sinne von „Erzeugnis“ verwendet wird.

„Sofern nun zuerst einmal Gleichheit im Sinne der Analogie hergestellt ist und daraufhin der Händewechsel stattfindet, tritt das oben Gesagte ein.“ Gemeint ist der Zustand der Äquivalenz: „Wenn das nicht so ist, dann liegt keine Gleichheit vor, und die Tauschgemeinschaft hat keinen Bestand.“²⁸

An diesem Punkt angelangt, muß — und kann — nun endlich die immanent bereits mehrmals aufgeworfene Frage nach Wesen und Bedingung dieser Form arithmetischer Gleichheit aufgegriffen werden: „Es kann nämlich durchaus sein, daß das Werk des einen besser als das des anderen ist: man muß die Produkte also gleichsetzen.“²⁹

Das griechische Wort für „besser“, eine der in dieser Sprache möglichen drei Formen des Komperativs zu „gut“, bezeichnet das Stärkere, Überlegene, Wertvollere.

So nicht-ökonomisch uns Heutigen diese Ausdrucksweise erscheinen mag — der Begründer der politisch-ökonomischen Wissenschaft dürfte ihn jedenfalls als angemessen für die Beschreibung eines neuartigen Sachverhalts, einer neuen Erkenntnis, angesehen haben. Und der von Fachphilologen gern uninterpretiert gelassene Nachsatz von der Möglichkeit und Notwendigkeit der Gleichsetzung der Produkte, der unsere theoretische Erwartung gespannt erhält, ist ein zusätzlicher Appell an unsere Bereitschaft, zu verstehen und nachzuvollziehen.

Hier ist auch der wichtige Hinweis am Platz, daß Aristoteles, der als jahrzehntelanger Schüler und Mitarbeiter Platons dessen Auffassungen weiterentwickelt und damit verwissenschaftlicht hat, das theoretisch vertretbare Gedankengut seines Lehrmeisters pietätvoll und uneingeschränkt anerkannt und übernommen hat — als Grundlage eigener analytischer Vertiefung. Und eine solche hochwichtige, fast bei-

läufig getroffene Feststellung ist die Aussage in Platons „Staat“, daß die Produzenten zur Herstellung ihrer Erzeugnisse „Zeit und Mühe“ aufwenden müssen.³⁰ Es ist verlockend, diesen Ausdruck als ein Hendiadyoin aufzufassen und mit „Arbeits-Zeit“ wiederzugeben. Man darf voraussetzen, daß Aristoteles auch diese Textstelle im Auge hatte, als er die vorliegende ökonomische Analyse unternahm.

Unmittelbar an die hier von uns erläuterte Textstelle schließt sich geradezu Übergangslos als weitere Folge und Bedingung des Austauschs die Feststellung an: „Denn nicht aus zwei Ärzten wird eine Austauschgemeinschaft, wohl aber aus Arzt und Landwirt und überhaupt aus Verschiedenartigen, Nicht-Gleichen; diese müssen jedoch (auch) gleichgestellt werden.“³¹

Wie erfolgt nun also die theoretisch erforderliche Gleichsetzung von Personen und Sachen, von der Aristoteles bereits eingehend gesprochen hatte, als er den Inhalt des Gerechtigkeitsprinzips erläuterte?³²

Er setzt seinen Lehrvortrag mit dem Hinweis auf das uns von Marx her wohlvertraute Grunderfordernis des Warenaustauschs fort: „Deshalb muß alles, was ausgetauscht wird, irgendwie vergleichbar sein.“³³

Somit ist klargestellt, daß beim Austausch von Waren letztlich die Gleichheit — also auch der Personen — durch die Gleichheit der Sachen verwirklicht wird, wie schon früher (siehe S. 186) und vor allem dann weiter unten (S. 189/190) betont ist.

Das Wort „irgendwie“ ist von Aristoteles — wenn man von dem Ende seines Erkenntnisweges zurückschaut — bewußt gesetzt. Es soll nämlich vor Augen führen, daß hier ein — uns bereits als Binsenwahrheit erscheinender — grundsätzlicher Widerspruch vorliegt: Gebrauchswerte sind von Natur unvergleichbar, in gesellschaftlicher Hinsicht erweisen sie sich aber dadurch als vergleichbar, daß sie sich austauschen.

Den Zugang zum Wesen des Problems eröffnet uns Aristoteles mit pädagogischem Geschick, so möchte man sagen, indem er von der Welt der Erscheinungen ausgeht — was sein Lehrer zugunsten einer unmittelbaren (idealen) Wesensschau bekanntlich nur ungern tat: „Zu diesem Zweck ist das Geld aufgekommen und wird gleichsam zu einem Maß; denn es mißt alles, damit auch das Zuviel und das Zuwenig; wie viele Schuhe also etwa einem Haus oder Nahrungsmitteln gleich sind.“³⁴

Das Wort „gleichsam“ (= „irgendwie“, siehe oben) verwendet Aristoteles aus dem gleichen Grund wie in der unmittelbar voraufgegangenen Aussage: er verneint kompromißlos und von vornherein, daß das Geld die eigentliche, maßgebende Substanz sein könnte, auch wenn es im Alltagsleben einer so bedeutenden antiken Polis wie Athen diese Funktion doch für alle sichtbar auszuüben schien. Die zeitgenössischen Theoretiker mußten diese Einschränkung dahingehend verstehen, daß nach Meinung von Aristoteles das Geld offenkundig nicht die an einen Maßstab geknüpfte Bedingung erfülle, seinem Wesen nach Teil des Gemessenen zu sein, also eine grundsätzliche Gemeinsamkeit mit dem zu Messenden aufzuweisen.³⁵

Nachdem also das Geld in die Analyse einbezogen worden ist, wird die Austausch-situation, die soeben gekennzeichnet wurde (Anm. 28), so umformuliert, daß in ihr die Rolle des Preises erkennbar wird: „Es muß demnach gelten: wie Baumeister zu Schuhmacher steht, so kommen soundso viele Paar Schuhe auf ein Haus oder Nahrungsmittel.“³⁶

Erinnern wir uns an den oben eingeführten Begriff der „Arbeits-Zeit“, so könnte das in diesem Zitat genannte Verhältnis Baumeister — Schuhmacher als Verhältnis ihrer aufgewandten (abstrakten) Arbeit zueinander begriffen sein: Da die zu tauschenden Produkte als Einzelstücke — Haus bzw. Schuhpaar — einen unübersehbar großen Unterschied an Arbeitsaufwand darstellen, würde damit sogleich auch die erforderliche Gleichheit der Arbeitszeiten ins Bewußtsein gehoben — wir erinnern uns an das „besser sein“ (S. 186). Ebenso schiene hierin dann zwangsläufig auch das Reduktionsproblem angesprochen zu sein: eine Stunde qualifizierter Arbeit ist gleich soundso viele Stunden einfacher Arbeit.

Eingedenk der erheblichen Schwierigkeiten, die seine Hörer und Leser im Begreifen der komplizierten Dialektik von „konkret“ und „abstrakt“ haben mußten und wohl auch noch heute haben, schließt Aristoteles die hier erreichte Stufe der Überlegungen zwecks Einschärfung des Problems mit Negationen ab, die sowohl emotional wie rational zum Weiterdenken geradezu aufreizen können: „Denn wenn dies nicht so ist, wird weder Austausch sein noch Gemeinschaft. Dies aber könnte nicht sein, wenn sie nicht irgendwie gleich wären.“³⁷

Der zweite Satz dieser auf eindringlich-einfachste Form beschränkten Aussage bejaht die Existenz von Austausch und Gemeinschaft und bekräftigt damit erneut das Gleichheitserfordernis. Das Wörtchen „sie“ müßte dabei in aristotelischem Sinne als „Personen und Sachen“ verstanden werden (S. 187). Die Rückbesinnung auf bereits Entwickeltes ist beim Studium der Werke des antiken Philosophen ein ebenso wichtiges methodisches Erfordernis wie das hartnäckige Aufspüren der logischen Gedankenführung, die durchgängig und von zwingender Schärfe ist.

Nachdem er nun schon zum dritten Mal mit dem Wort „irgendwie“ verdeutlicht hat, daß das gestellte Problem noch immer nicht zureichend angegangen sei, legt Aristoteles uns nunmehr den seiner Meinung nach zu dessen Lösung nötigen Schlüssel in die Hand: „Es muß also alles durch ein bestimmtes Etwas gemessen werden, wie wir vorhin sagten. Dies ist nun in Wahrheit der Tauschbedarf, der alles zusammenhält; denn wenn sie nichts voneinander brauchten oder nicht in gleicher Weise, so gäbe es entweder gar keinen Austausch oder nicht denselben“ (d. i.: für beide Seiten gleichwertigen).³⁸

Schon in Platons „Staat“ werden im gleichen inhaltlichen Zusammenhang die (lebensnotwendigen) Bedürfnisse als Ursache für die Bildung von Gemeinschaften veranschaulicht.³⁹ Aristoteles führt die arbeitsteilig befriedigten, konkreten Bedürfnisse auf das Bedürfnis schlechthin zurück, welches — wie die Textstelle beweist — zu-

gleich als quantifizierter Bedarf gefaßt wird. Das entspricht dem umfassenden Sinngehalt des griechischen Begriffs — der „chreia“ —, welcher damit auch die wechselseitige Abhängigkeit der Produzenten voneinander ausdrückt.

Entwickeln wir diesen Gedanken weiter, so bedeutet Bedürfnisbefriedigung auf der Grundlage der Arbeitsteilung, daß sich gleiche Arbeitsmengen — mithin Arbeitszeiten — im Austausch gegenüber treten müssen; denn beide Seiten streben naturgemäß danach, „das Ihre“ zu erhalten. Folglich könnte der Ansatz des Aristoteles als wissenschaftlich zulässig und historischentwicklungsfähig angesehen werden, wie die Marxsche Lehre zeigt. Demnach dient hier der Bedarf als Maß, als sich in bestimmten Mengen tauschende Substanz — abstrakt gesehen. Denn so unterschiedlich auch die einzelnen Bedürfnisse sein mögen, es können ihrer insgesamt immer nur so viele sein, wie sie der Produzent bei Selbstversorgung und/oder über den Tausch seiner Produkte abdecken kann. Und diese Befriedigung des Bedarfs kostet eben Arbeitszeit, die nur in bestimmter Menge verfügbar ist und nur durch Produktivitätssteigerung ergiebiger gemacht werden kann.^{39a}

Der Ausdruck „nicht in gleicher Weise“ in obigem Zitat besagt, daß die sich in einfachem Warentausch gegenüberstehenden Waren nicht gleich „wertig“ sind. Eine solche Situation bestünde, wenn — wie naheliegt — der Anbieter des Hauses keinen Bedarf an der Gesamtmenge an Schuhpaaren hätte, die dem Haus wertgleich wäre. Somit wird die Wiederaufnahme der Diskussion des Geldes an dieser Stelle geradezu zwangsläufig: „Gleichsam als Tauschform des Bedürfnisses war das Geld nach Übereinkunft entstanden; und es trägt deshalb den Namen ‚Geld‘, weil es nicht von Natur, sondern durch Satzung ‚gilt‘ und es bei uns steht, es zu ändern und unbrauchbar zu machen.“⁴⁰

Bei dem „Geld“ handelt es sich offenkundig bereits um Münzgeld; es hat also Währungscharakter. Daher ist der Hinweis auf mögliche Veränderungen von Form und Gehalt der Münze sowie der „Geltung“ überhaupt durch Außer-Kurs-Setzen zutreffend. Den Waren-Ursprung des Geldes behandelt Aristoteles wenig später im 9. Kapitel des 1. Buches seiner „Politik“, wo die obige Aussage fast wörtlich wiedererscheint — bis auf die nur in der „Ethik“ vorgenommene Qualifizierung als „Tauschform“. Mit dem hier so übersetzten griechischen Wort „Hypállagma“ ist eine Art „Rollentausch“ mit dem Bedürfnis/Bedarf, eine „Stellvertreterschaft“ umschrieben, also das Geld als Erscheinungsform des Bedürfnisses oder Bedarfs bezeichnet, der somit das Wesen des Tausches darstellt. Das würde nach den von uns bereits vorgenommenen Modernisierungen dazu führen, das Geld bei Aristoteles als Repräsentant von gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit anzusprechen.

Indem also das Geld als sekundär im Vergleich zum Bedarf — dem quantifizierten Bedürfnis — gekennzeichnet ist, wird nunmehr die Austauschsituation dementsprechend erneut umformuliert: „Es wird also Wiedervergeltung geben, wenn vorher Gleichheit hergestellt ist, so daß gilt: Wie Landwirt zu Schuhmacher, so das Erzeug-

nis des Schuhmachers zu dem des Landwirtes. In das Schema der (arithmetischen) Analogie darf man sie — (die vier Glieder) — nicht erst dann bringen, nachdem der Austausch stattgefunden hat — sonst wird die eine Seite beide Überschüsse bekommen —, sondern solange sie beide noch das Ihre haben. Auf diese Weise sind sie gleichberechtigte Partner, weil diese Gleichheit bezüglich ihrer Personen dann verwirklicht werden kann: Landwirt (A), Lebensmittel (C), Schuhmacher (B) und sein (an C) angeglichenes Erzeugnis (D).⁴¹

Hierzu ist nur wenig zu bemerken. Unter „Wiedervergeltung“ ist nach allem, was uns Aristoteles bisher dazu gesagt hat, die Einheit von Leistung und Gegenleistung bei Wahrung der Gleichheit zu verstehen. Sein wiederholtes Drängen, diese Gleichheit vor dem Händewechsel fest- und herzustellen, wird wohl dann verständlich, wenn man im Auge behält, daß die in den Produkten geronnene Arbeitszeit ja vorher die von den Produzenten geleistete lebendige Arbeit gewesen ist, die als gesellschaftlich notwendige Menge davon zu realisieren ist, wenn die Reproduktion gesichert werden soll. Wie Aristoteles schon im Eingang seiner Erörterungen über gerechtes Handeln ausgesprochen hat, drücken die materiellen Dinge durch ihr Verhältnis zueinander in Wahrheit das Verhältnis der betreffenden Personen aus.⁴² (Diese Um- oder Verkehrung ist bekanntlich Quelle des Fetischcharakters ökonomischer Kategorien der Zirkulationssphäre.) Wie der Leser leicht feststellen wird, hat der antike Denker diesen Sachverhalt seiner Bedeutung halber in den zurückliegenden, ähnlich formulierten Textpartien schon zweimal verdeutlicht, wobei das Verhältnis der Personen stets zuerst genannt wird. Deshalb wurde in der Übersetzung der eben behandelten Textstelle erläuternd die Viergliedrigkeit der (arithmetischen) Analogie noch einmal unterstrichen.

Was es mit den „Überschüssen“ auf sich hat, ist auf S. 183/184 bereits mitgeteilt.

Im folgenden kommt es dem Philosophen auf die Bekräftigung und Untermauerung seiner Auffassung an, letzte Ursache für den äquivalenten Austausch von Produkten sei das Bedürfnis, das sich in entsprechendem Bedarf äußere: „Wäre es nicht möglich gewesen, auf diese Weise Leistung und Gegenleistung zu erbringen, so wäre keine Gemeinschaft zustande gekommen. Daß aber der Bedarf als das Bestimmende den Zusammenhalt gewährleistet, zeigt sich daran, daß keine Tauschbeziehung eingegangen wird, wenn beide nichts voneinander benötigen oder auch nur einer von ihnen. Dies geschieht aber doch, wenn der eine gerade das braucht, was der andere hat, wie z.B. Wein: dann wird die Ausfuhr von Getreide genehmigt. Dabei muß folglich (auch) Gleichsetzung stattfinden.“⁴³

Der dritte Satz dieses Zitats, der die Behauptung des vorangegangenen beweisen soll, beschreibt folgenden beispielhaften Sachverhalt: Griechischer Wein wird aus dem Piräus, dem Hafen von Athen, nach Südrußland oder der Krim verschifft. Die „Käufer“ des Weins möchten im Austausch dafür ihr Getreide geben, welches die athenischen Händler aber gerade nicht benötigen, da vielleicht in ihrer Heimatstadt

eine hinreichend große Staatsreserve an Korn besteht. Sie willigen aber trotzdem in das Angebot ein, weil ihnen von den Schwarzmeerbehörden „die (zollfreie) Ausfuhr gestattet“ wird — um das Getreide an andere griechische Stadtstaaten mit entsprechendem Gewinn weiterzuverkaufen. Wegen der bestehenden „imperialistischen“ Interessenlage kann die gegebene Begründung durchaus fiktiv sein, widerspiegelt aber dennoch den ursprünglichen Charakter dieses Tauschgebarens.

Auf diese Weise wäre das Tauschbedürfnis als zwingendes Motiv für die Suche nach einer neuen, sozusagen indirekten Form des Austauschs erwiesen: hier wird nämlich die einfache Wertform in Kombination mit der Geldform ins Spiel gebracht, weil die Weitergabe des Getreides mit Sicherheit auf dem Wege des Verkaufs, also gegen Geld, erfolgte.

Mit der kurzen Schlußbemerkung dieses Zitats weist Aristoteles auf die Tatsache hin, daß auch dieser kompliziertere Tauschvorgang unter Äquivalenzbedingungen verläuft und verlaufen muß — weil er eben auf wechselseitigem Bedarf beruht. Daß dieser Austausch durch die Existenz des Geldes erleichtert wird, daß diese Kategorie bei dem beschriebenen Mehrfach-Tausch also unausgesprochen eine Rolle spielt, zeigt der unmittelbar folgende Abschnitt, der sich mit den Besonderheiten der Geldform befaßt: „Wenn aber gegenwärtig nichts benötigt wird, dann ist uns das Geld gleichsam ein Bürge dafür, daß in der Zukunft ein Austausch möglich ist, sobald etwas gebraucht wird. Denn wer Geld vorweist, muß auch etwas dafür bekommen können. Allerdings begegnet dem Geld das gleiche (wie anderen Waren auch): es ist nicht immer gleich viel wert. Jedoch neigt es stärker dazu, gleichwertig zu bleiben. Deshalb muß alles einen Preis haben; denn so wird es immer Austausch geben, und gibt es den, so gibt es auch Gemeinschaft. Indem das Geld daher als ein Maß die Dinge meßbar macht, setzt es sie gleich.“⁴⁴

Diese klar verständlichen Ausführungen nennen die uns bekannten Geldfunktionen — bis auf die des Zahlungsmittels. Neben der Belehrung dienen sie vor allem dem Nachweis der Unverzichtbarkeit und des Nutzens des Geldes in einer Gesellschaft mit einfacher Warenproduktion. In dem schon erwähnten Kapitel der „Politik“ dagegen zeichnet Aristoteles wenig später ein anschauliches Bild von den die Gesellschaft verheerenden Möglichkeiten, die in dieser ökonomischen Kategorie lauern.

Hier, in der „Ethik“, ist jedoch noch der Beweis zu Ende zu führen, daß der Widerspruch zwischen Gleich und Ungleich lösbar ist: „Denn es gäbe keine Gemeinschaft ohne Austausch, keinen Austausch ohne Gleichheit, keine Gleichheit ohne Meßbarkeit. Es ist nun zwar in Wahrheit unmöglich, daß derart unterschiedliche Dinge meßbar werden, aber in bezug auf den Tauschbedarf verwirklicht sich dies zufriedenstellend.“⁴⁵

Der Fortschritt gegenüber entsprechenden Ausführungen in Platons „Gesetzen“ über die Gerechtigkeit im Austausch besteht darin, statt bloßer moralisierender Forderungen mit mathematisierender Logik nach den Gesetzmäßigkeiten zu suchen, die

Kauf und Verkauf beherrschen. Dies allein verpflichtet uns schon, dem großen altgriechischen Denker den ihm gebührenden Platz als Ahnherrn der wissenschaftlichen Ökonomie zuzubilligen.

Vor den Tauschgleichungen, die den Abschluß seiner ökonomischen Ableitungen in der „Ethik“ bilden und die das Geld als entwickelte Wertform qualifizieren, hinter der wir die wesentliche Grundform — die einfache Wertform — als Gegenstand der Analyse erkennen, wird die sekundäre Herkunft und Stellung des Geldes noch einmal — und noch tiefer — bekräftigt: „Ein Bestimmtes muß es also (für dieses Messen) geben, dies aber als *abgeleitete* Form, weshalb es ‚Geld‘ heißt; denn es macht alles meßbar; denn alles wird durch Geld gemessen.“⁴⁶

Legen wir wieder die moderne Elle an, so besagt dieser Text: Die „innere“ oder Wesensgleichheit der Waren kann äußerlich durch ein Waren-Gleiches — die Münze — ausgedrückt werden. Während dieses Münzgeld weiter oben noch seiner Form nach als Produkt menschlichen Übereinkommens gekennzeichnet wird, ergänzt Aristoteles diese Aussage hier durch die Qualifizierung des Geldes als Abkömmling des Tauschbedarfs selber, als eine der Warenwelt entsprossene Sonderform. Deshalb kann er nach erfolgter, hier vorgeführter Analyse rechtens auf die anfänglich durch Gebrauch solcher Wörter wie „gleichsam“ und „irgendwie“ noch erforderlich gewesenen Relativierungen nunmehr verzichten.

Man vergleiche zur Stützung dieser unseren Deutung letzteren Text des Griechen mit dem scheinbar entsprechenden von S. 189: Dort leitet sich der Geldname von menschlicher Satzung her und ist aufhebbar; somit hängt die Erscheinungsform „Geld“ noch recht locker von ihrem Wesen „Bedarf“ ab, weil auf niederer Abstraktionsebene nur das materielle Substrat der Kategorie „Geld“ erläutert ist. Hier hingegen wird der Name aus der quasi naturgesetzlichen Meßfunktion des Geldes abgeleitet, die — wie an der früheren Textstelle schon angeklungen ist — in innerer Abhängigkeit von dem eigentlich maßgebenden Wesen, dem Tauschbedarf, steht und somit keine willkürlich veränderbare Eigenschaft des Geldes darstellt.

Diese Interpretation weicht von den bisherigen Deutungen ab, die beide Textstellen als gleichartig ansehen, mithin die zweite als bloße Neuformulierung der ersten betrachten.⁴⁷ Sie beruht auf der richtigen Wiedergabe des griechischen „*ex hypotheseōs*“ als „relativ“ oder „abgeleitet von einem Prinzip“ oder „abhängig von etwas Vorgegebenem“ — was also nichts mit der menschlichen „Übereinkunft“ (*katá synthékēn*) der ersten Textstelle gemein hat.

Hier schließt unsere Übersetzung des griechischen Textes sowie die erläuternde Interpretation ab; der eigentliche Schlußpunkt der aristotelischen Analyse — die Rückführung der Geldform auf die einfache Wertform — ist hier bereits auf S. 181 vorweggenommen worden.

Überzeitliche Einsicht und historische Schranke

Um unsere Auseinandersetzung mit der Einschätzung, die Karl Marx zu Aristoteles' ökonomisch-theoretischen Ausführungen abgegeben hat, zu einem klärenden Ende zu führen, ist es an der Zeit, die bisher in diesem Beitrag zwecks Erleichterung des Verständnisses fortgesetzt vorgenommenen Modernisierungen schleunig wieder aufzuheben.⁴⁸ Denn wie uns Marx — und jüngst auch die Fachwissenschaft — klargemacht hat, gibt es bei Aristoteles keine Spur einer „abstrakten“, „gleichen menschlichen“ Arbeit.⁴⁹ Und der komplexe Begriff „Bedürfnis/Bedarf“, den uns Aristoteles statt dessen darreicht, spiegelt keineswegs die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“ wider, was unter anderen Joseph Alois Schumpeter, der eine empfindliche Witterung für jegliches Vor-Marxsche in der ökonomischen Analyse besaß, mit Erleichterung vermerkt.⁵⁰

So hat also Marx recht, wenn er sagt: „Daß aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte.“⁵¹ Aber hat nicht Aristoteles auch in der Ungleichheit der Menschen eine notwendige Bedingung des Austauschs erblickt?⁵² Und warum hat ihn die Existenz der Sklavenarbeit nicht davon abhalten können, die sich im Austausch verwirklichende Gleichheit freier Produzenten zu unterstreichen? Warum hätte ihn überhaupt die Sklaverei theoretisch beunruhigen sollen, wo ihm doch der Sklave nur ein „beseeltes“ oder „tätiges Werkzeug“ war, also kein handelndes Subjekt im Austauschgeschehen darstellte?⁵³

Fragen wir weiter: Warum hat der Philosoph die begriffliche Zusammenführung von Zeit und Arbeit, die sein Lehrer Platon vorgenommen hatte, nicht aufgegriffen und weiterentwickelt?⁵⁴ Darf es doch als unbezweifelbar und selbstverständlich gelten, daß ihm diese Formel vertraut war, und steht doch ebenso sicher außer Frage, daß Aristoteles von der (warenproduzierenden) Arbeit in konkretem Sinn ausgehen mußte; denn ohne diese gäbe es ja kein „Erzeugnis“.⁵⁵ Folglich hat er bewußt darauf verzichtet, diesen Doppelausdruck zu benutzen. Und das kann nur damit begründet werden, daß diese Formel nur zu den „unterschiedlichen Produkten“ führt — und nicht weiter. Das bedeutet, daß es in der Antike unmöglich war, die Arbeit als einen Vorgang zu begreifen, der zwei widersprüchliche Seiten umfaßt. Anders gesagt: Einerseits war die Dialektik im antiken Denken schon so weit entwickelt, daß Aristoteles der (konkreten) Person zwei widersprüchliche, gleichzeitige Eigenschaften — Ungleichheit und Gleichheit — zuerkennen konnte. Andererseits war dies in bezug auf die Arbeit, die als konkreter Prozeß nur in ihrem Ergebnis faßbar wird, offenkundig noch nicht vollziehbar. Ihr abstrakter Aspekt, damit der Doppelcharakter der Arbeit, mithin auch der Ware, blieb noch unerkennbar.

Um die praktische und damit auch theoretische Problemlage zu veranschaulichen,

können wir uns wieder auf Marx berufen: „Die Gleichgültigkeit gegen eine bestimmte Art der Arbeit setzt eine sehr entwickelte Totalität wirklicher Arbeitsarten voraus, von denen keine mehr die alles beherrschende ist. So entstehen die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung, wo eines vielen gemeinsam erscheint, allen gemein. Dann hört es auf, nur in besonderer Form gedacht werden zu können. Andererseits ist diese Abstraktion der Arbeit überhaupt nicht nur das geistige Resultat einer konkreten Totalität von Arbeiten. Die Gleichgültigkeit gegen eine bestimmte Arbeit entspricht einer Gesellschaftsform, worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist.“⁵⁶

Ein zweiter Aspekt verdient unseres Erachtens in diesem Zusammenhang Beachtung. Wenn Aristoteles vom Bedürfnis/Bedarf als dem Bindemittel zwischen den Produzenten spricht, so sieht er in ihnen grundsätzlich, das heißt, in der Mehrheit, einfache Produzenten, deren Produkte nur in (oft) geringem Maße Warencharakter annehmen. Das Überwiegen einer „Naturalwirtschaft“ im Sinne vorwiegender Selbstversorgung ist zu seiner Lebenszeit für Griechenland noch kennzeichnend. Folglich ist die Bedürfnisbefriedigung — durch das selbst erzeugte Produkt und durch Eintauschen des selbst Produzierten gegen Produkte anderer (dies ist die „naturgemäße Chrematistik“, von der Aristoteles wenig später in der „Politik“ spricht) — das die Produktion von Nicht-Waren und Waren übergreifende Motiv (siehe oben S. 189). Somit hat seine Aussage über die Maßfunktion des Bedarfs volle Berechtigung, und daher war sie keine Ausflucht, kein „Notbehelf“, wie Marx meinte, sondern die seinerzeit höchste, zutreffende Erkenntnis. In dem Bedarf hat er folglich nicht die eigentliche, sondern die vom gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitaufwand abgeleitete, mit ihm korrelierende Ursache für die Gleichheit der Produkte entdeckt.⁵⁷

In diesem Sinne stimmen wir also mit dem überein, was Marx zur historischen Schranke der Erkenntnis sagte, die zugleich Erkenntnishöhe darstellt. Und schließlich sollte dabei nicht übersehen werden, daß es erst die Hegelsche Philosophie ermöglicht hat, auch die politische Ökonomie materialistisch-dialektisch zu untersuchen.

Wenn wir also Veranlassung hatten, Marx' Urteil über seinen bedeutenden Vorgänger kritisch zu werten, so war dies nur möglich, weil er selbst uns die analytischen Instrumente zu einer gerechteren Würdigung des antiken Denkers in die Hand gegeben hat.

Anmerkungen

- 1 Helmut Seidel: Das Verhältnis von Karl Marx zu Aristoteles. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 1979, Heft 6, S. 667–668.
- 2 MEW, Bd. 23, S. 73/74.
- 3 Es handelt sich um Marx' Zitate aus dem 5. Buch der „Nikomachischen Ethik“ des Aristoteles, und zwar aus dem Abschnitt (Seite — Spalte — Zeile) 1132 b 31 bis 1133 b 28, den Marx 1858 exzerpiert hatte. Leider hat sich von diesem Exzerpt der Auszug aus dem Abschnitt 1133 a 30–b 28 bislang noch nicht angefounden. Dieser Auszug muß die Textseite 39 des „Londoner Exzerptheftes“ = „Heft C“ vom Frühjahr 1858 gebildet haben, denn die von Marx auf den Seiten 73–74 des „Kapitals“ wiedergegebenen griechischen Originaltexte können nur auf diesem Blatt notiert gewesen sein.
- 4 MEW, Bd. 23, S. 73.
- 5 1133 b 21. — Der Text der „Nikomachischen Ethik“ wird hier zitiert nach: Aristoteles, Opera, hg. von I. Bekker, Bd. 2, Berlin 1831. In vorliegendem Beitrag wird auf die deutsche Übersetzung von Franz Dirlmeier Bezug genommen (Aristoteles, Nikomachische Ethik, übersetzt von Franz Dirlmeier, Berlin 1956 und später).
- 6 1133 b 23–28. — Dirlmeier, S. 108.
- 7 1133 b 17–18.
- 8 MEW, Bd. 23, S. 73.
- 9 MEW, Bd. 13, S. 52, Anm.
- 10 MEW, Bd. 23, S. 74.
- 11 Ebenda.
- 12 1133 b 18–20.
- 13 MEW, Bd. 23, S. 74.
- 14 1103 b 25–29.
- 15 1102 a 5 und öfter. — Das Folgende beruht auf 1130 b 30–1132 b 34 (vgl. Dirlmeier, a. a. O., S. 100–105).
- 16 1131 a 24–29.
- 17 1132 a 1–2. — Daß die beiden Formen der praktischen Gerechtigkeit ineinander übergehen, wird einerseits durch die beschriebene Situation deutlich, andererseits auch an dem umgekehrten Beispiel, das uns Aristoteles beschreibt: wenn Geschäftspartner sich mit unterschiedlich großen Beiträgen an Unternehmungen beteiligen, so werden auch die Gewinne daraus natürlich proportional verteilt (1131 b 27–31).
- 18 1131 a 1.
- 19 1132 b 16–20.
- 20 1132 a 17–20.
- 21 1132 b 21–31.

- 22 1132b 31–33. — Es ist eine didaktische Meisterleistung des Griechischen, seinen Hörern über die Diskussion der anschaulich-einprägsamen „Wiedervergeltung“ begreiflich zu machen, daß auch im Warentausch Gleichheit über die Ungleichheit (der Produkte) herbeigeführt werden muß.
- 23 1132b 9–11.
- 24 1132b 13–20.
- 25 1132b 33–1133a 5.
- 26 1133a 5–18.
- 27 1133a 8–10.
- 28 1133a 10–12.
- 29 1133a 12–14.
- 30 Siehe Platon: Der Staat. Deutsch von O. Apelt, Leipzig 1923, S. 64 (= 5 369).
- 31 1133a 16–18.
- 32 1131a 15–22.
- 33 1133a 18.
- 34 1133a 19–22. — Daß Aristoteles an dieser Stelle das Wort „Maß“ (métron) geschrieben hat und nicht „Mitte“ (méson), wie überliefert ist, wurde vom Verf. nachgewiesen in: *Philologus*, Berlin 126 (1982) 1, S. 140–144.
- 35 Ein weiteres theoretisches Hindernis für seine Anerkennung als (konkreter) Maßstab könnte auch darin gesehen werden, daß das Geld ja zugleich mit seiner Maßfunktion auch Tauschmittel ist und in unterschiedlichen Stückelungen ständig die Hände wechselt.
- 36 1133a 22–24.
- 37 1133a 24–25.
- 38 1133a 25–28.
- 39 Siehe Platon: Der Staat. Deutsch von O. Apelt, S. 63–71.
- 39a Siehe Marx an Louis Kugelmann, 11. Juli 1868. In: MEW, Bd. 32, S. 552.
- 40 1133a 28–31.
- 41 1133a 31–b5.
- 42 1131a 18–22: „Also muß das Gerechte eine Mindestzahl von vier Gliedern aufweisen, denn die Menschen, für die es das Gerechte darstellt, sind zwei, und die Dinge, an denen es erscheint, sind zwei. Und es wird dieselbe Gleichheit sein für Personen und Sachen. Denn wie die einen zueinander stehen, so auch die anderen.“ (nach: Dirlmeier, a. a. O., S. 101).
- 43 1133b 5–10.
- 44 1133b 10–17.
- 45 1133b 17–20.
- 46 1133b 20–23.
- 47 Vgl. z. B. Dirlmeier, a. a. O., S. 108.

- 48 Solche Modernisierungen waren noch im vorigen Jahrhundert gang und gäbe, vgl. J. A. Stewart: *Notes on the Nic. Ethics of Aristotle*, 2 Bde., Oxford 1892.
- 49 Zusammenfassend zur modernen Beschäftigung mit der Ökonomie des Aristoteles zuletzt Gloria Vivenza: *Aristotele, Adam Smith e la teoria del lavoro*. In: *Economia e storia*, Milano 5 (1984) 2, besonders S. 141.
- 50 Joseph Alois Schumpeter: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Bd. 1, Göttingen 1965, S. 101.
- 51 MEW, Bd. 23, S. 74.
- 52 Siehe S. 187.
- 53 Aristoteles: *Politik*, 1253b 32 u. 1254a 17; *Ethik*, 1161b 4.
- 54 Siehe S. 186/187, 188.
- 55 Siehe S. 186, 189/190.
- 56 MEW, Bd. 13, S. 635 („Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie“).
- 57 Die strenge Logik und Rationalität der aristotelischen Analyse erweist sich schlagend an der dreimaligen Beschreibung der Austauschsituation, der Gleichheitsbeziehung zwischen den Personen und zwischen den Sachen — jeweils auf höherer Stufe. Zuerst wird gesagt, unter welchen Bedingungen der Tausch realisiert werden kann (1133a 7–10; siehe S. 186); dann wird gezeigt, daß die Existenz des Geldes und damit des Preises die vor dem Tausch erforderliche Feststellung der Gleichheit ermöglicht (1133a 22–24; siehe S. 188); zuletzt wird diese Gleichheitsbeziehung auf die dahinter stehende Gleichheit des Bedarfs der Tauschpartner zurückgeführt (1133a 31–33; siehe S. 189/190).